

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1909)
Heft: 2

Artikel: Sprichwörter und Fabeln der Kamerun-Neger [1]
Autor: Gantenbein, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprichwörter und Fabeln der Kamerun-Neger.

Von Missionar **B. Gantenbein** in St. Gallen.

Wenn ich mich je und je an jene Zeit zurückerinnere, da ich als 25jähriger meine Studien in der Missionsschule zu Basel vollendet hatte und in Jugendkraft, Jugendlust und Jugendbegeisterung zum erstenmal nach Afrika auszog, so möchte ich mit Rückert wehmütig sprechen:

Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar;

Oh, wie liegt so weit, was mein einst war!

Und wenn die geographisch-kommerzielle Gesellschaft oder irgend ein anderer Verein einen Vortragsabend arrangiert, und an demselben nicht nur der Geist durch gehörte Worte an die Enden der Erde entführt wird, sondern auch das Auge in vorgezeigten Projektionen alt bekannte, aber längst entschwundene Bilder zu schauen Gelegenheit bekommt, da schwillt die Brust eines ehemaligen Exoten aufs neue und das Lied der Jugendzeit, welches von Arbeits-, Reise- und Forscherlust singt, ertönt wieder so mächtig als je in seinen Ohren.

Was ist es aber denn gewesen, das ich einst „mein“ nennen durfte? Die Jugend greift oft zu hoch, und so zogen auch wir damals zu viert mit solchem Kampfesmut aus, wie wenn ganz Afrika unser werden sollte. Doch das böse Fieber unter dem Aequator, die harte Nuss der Eingebornen-Sprache, welche wir als erste Arbeit zu bewältigen hatten und viele, viele andere Dinge mehr kühlten unsern Mut bald genug und lenkten unser Wollen und unsere Pläne in bescheidenere Bahnen. Aber trotzdem ist ein schönes Stück der Phantasie und Poesie jenes Jugendliedes „mein“ geblieben. Ich wurde in Kamerun am Unterlauf des mächtigen Sanaga-Stromes stationiert, an dessen rechtem, etwas erhöhtem, wunderschönem und von tropischer Vegetation strotzendem Ufer die Basler-Mission bereits ein Panier der christlichen Kultur und Zivilisation aufgerichtet hatte. Erst wenige Jahre war Kamerun damals eine deutsche Kolonie, und es ist mir von besonderem Interesse gewesen, ein unkultiviertes Volk und Land in seiner allerdings verdorbenen, aber in gewissem Sinn doch auch unverdorbenen Urwüchsigkeit zu sehen, zu studieren und kennen zu lernen. Aber erst von jener Zeit an, da ich nicht mehr nur mit der Grammatik in der Hand mit den Leuten verkehren konnte, sondern ihre anfänglich fremd klingenden Laute und Namen mir heimisch

wurden, bin ich der Vertrauensmann des Bakoko- und Mulimba-Stammes geworden. Weil der Mukala (deutsch: weisser Mann) der Inbegriff alles Könnens und Wissens ist, erschienen die Eingebornen nun täglich mit allen erdenklichen Anliegen, rechtlichen, medizinischen etc., und es kam mir dann besonders auch zu statten, dass wir die letzten zwei Jahre in Basel bei einem tüchtigen Arzt einigen theoretischen und klinischen Unterricht erhalten hatten. Durch diesen reichlichen Verkehr wurde ich begreiflicher Weise mit schnellen Schritten in die Geheimnisse des Volkslebens eingeführt und mit dem Fühlen und Denken, den Anschauungen und Verhältnissen der Leute vertraut gemacht.

Doch ich hatte meine Arbeit ja nicht nur daheim auf der Station, sondern es galt auch unbekannte oder nur dem Namen nach bekannte Stämme und Orte aufzusuchen, um auch unter ihnen die Missionsarbeit zu beginnen. So war ich immer ungefähr die halbe Zeit eines Jahres auf Reisen. Da galt es, Tage lang im Kanu, dem mit Geschick und vieler Mühe gehauenen Fahrzeug der Eingebornen sich heimisch zu machen. Etwa fünf Schwarze mit muskulösen Armen waren meine Ruderer und ständigen Begleiter. Mit wunderbarer Behendigkeit stachen sie ihre spitzen, oft prächtig geschnitzten und bemalten pai (Ruder) in die Fluten, dass man nur so dahinglitt. Wir hatten vor allem den ein Kilometer breiten Sanaga auf und ab, kreuz und quer zu befahren, wo in der Trockenzeit ausgedehnte Sandbänke zum Vorschein kamen und in grossen Bogen umgangen werden mussten, und wo eine wohlgezielte Kugel aus meiner Flinte gar manchmal dafür sorgte, dass ein dort liegendes, mit aufgesperrtem Rachen an der Sonne schlafendes Krokodil nie mehr aus dem süssen Schlummer erwachte, sondern bald als Beute unter Hallo eingeladen und am Abend zerfleischt, gebraten und verzehrt wurde. Doch es galt auch einzudringen in die Nebenflüsse und Verbindungswasser (sog. Creek) mit ihrem Labyrinth von unzähligen Verzweigungen, aus denen ein Europäer ohne kundige Leitung von Eingebornen oft keinen Rückweg mehr fände. Solche Wege waren besonders dazu angetan, abenteuerliche Gedanken zu wecken und zu nähren, wenn man stundenlang völlig menschenleere, aber mit allem möglichen Getier um so reichlicher bewohnte Wassergegenden durchfuhr, wo man das Kanu mühsam unter und über umgefallene Stämme hinwegsetzte und wo in den ewig grünen Hallen der mächtigen Baumkronen, die sich über das Wasser wölbten, der melancholische Rudergesang der Neger widerhallte.

Andere Reisen, besonders weiter landeinwärts, mussten wieder per pedes ausgeführt werden. Dieselben gestalteten sich nicht weniger abenteuerlich. Mit einem festen Bergstock bewaffnet, zog ich da meinen vier bis fünf Begleitern voran, welche in Blechkoffern meine Reisebedürfnisse auf dem Kopf nachtrugen. Es ist besonders die Ueppigkeit der tropischen Vegetation, welche einem auf solchen Wanderungen durch den Urwald zum lebendigen Bewusstsein kommt. Wie oft bin ich staunend und überwältigt vor einem Baumriesen stehen geblieben, neben dem auch die mächtigste Eiche Europas nur als Zwerg erscheinen würde! Und während uns die Riesen der Pflanzenwelt in Staunen setzten, versetzte uns plötzlich ein Riese der Tierwelt in etwas mehr als das; denn dazumal war es keine Seltenheit, dass man plötzlich einem Ungetüm von Elephanten begegnete oder unversehens in allernächster Nähe seine Mark und Bein durchdringende Trompete ertönte. Stunden, ja oft Tage lang gings über Stock und Stein, über Berge und Täler, barfuss durch Sümpfe oder mit dem Bergstock balancierend über Baumstämme oder gespannte Lianen, welche Brücken sein sollten, ohne dass man unterwegs eine einzige menschliche Spur getroffen hätte.

Doch ich will nicht ermüden mit solchen Schilderungen, sondern zum eigentlichen Thema weiter schreiten. Ich habe zur eigenen Erinnerung gerne einen Moment hiebei verweilt, und ich möchte auch meine flüchtig gestreiften Erlebnisse innerhalb und ausserhalb der Missionsstation quasi als die Quellen der nachfolgenden Mitteilungen und Erörterungen bezeichnen. Was ich zu Wasser und zu Land im Tier- und Pflanzenleben geschaut, darüber habe ich allerlei Fragen gestellt, und den Schlüssel dazu, die Landessprache, besass ich ja. Zuerst frug ich nach dem Namen des Gesehenen, dann nach Begriff und Bedeutung bei den Einheimischen, dann nach Vorstellungen, Sprichwörtern und Fabeln, welche sie daran knüpfen. Auf der Fahrt durch die einsamen Gewässer Kameruns, auf einer Sandbank oder an einem Platz am Flussufer, da man zu einem „Znüni“ oder zu einer kurzen Rast anlegte und sich niederliess, oder am Abend, wenn ich mich mit meinen Begleitern in der gleichen Hütte zur Ruhe legte, oder gar im Urwald, wenn die Nacht uns überfiel, ohne dass wir eine menschliche Wohnstätte erreicht und ich in der an zwei Bäumen angebundenen Hängematte lag, währenddem meine Leute wie eine Räuberbande um ein angezündetes Feuer herum kauerten, oder an einsamen Fischerplätzen am Meeresstrand, wo die Moskitoschwärme uns keinen Schlaf finden liessen und wir lieber in den

schützenden Rauch sassen und dem nächtlichen Handwerk der schwarzen Gestalten zusahen, an all diesen Orten bot sich reichlich Gelegenheit, im gemüthlichen, intimen Verkehr den Negern alles mögliche abzulauschen. Ja, diese Gelegenheiten sind so eigentlich die Quellen auch der Sprichwörter und Fabeln geworden, welche ich damals allerdings nicht alle aufgezeichnet und zum Teil wieder vergessen habe. Im nachfolgenden will ich nun diejenigen, welche ich im Notizbuch und im Gedächtnis festgenagelt habe und die mich am meisten ansprachen, wiedergeben.

I.

Also zunächst einige *Sprichwörter*. Die Neger haben das mit den Orientalen gemein, dass sie sich nie gern in einfacher, prosaischer Weise ausdrücken. Sie haben wohl auch infolge dieser ihrer Veranlagung eine angeborne Redegewandtheit an sich, und sie üben sich auch von Jugend auf darin. Bei allen möglichen kleineren und grösseren Palavern wird nicht nur durcheinander geschrieen, sondern in wohlgeordneter Weise tritt zuerst der Häuptling, dann einer nach dem andern von den Aeltesten und zuletzt vielleicht auch ein Jüngerer vor die Versammlung hin und lässt eine gebundene Rede los. Und da staunt besonders der Neuling, wenn er anfängt die Reden zu verstehen, wie dieselben soviel Phantasie und Poesie verraten und wie sie geradezu gespickt sind von allerlei Bildern und Gleichnissen, Sprichwörtern und Fabeln. Die letztern sind also kein totes Kapital und keine Bücherweisheit (letzteres schon deswegen nicht, weil die Kameruner vor Ankunft der Europäer keine Schrift und keine geschriebene Sprache kannten), sondern sowohl Sprichwörter als Fabeln werden im praktischen Leben reichlich gebraucht.

1. Da hat einer ein Anliegen an den andern, sie reden lange hin und her, aber der zweite zeigt sich trotz allen Schilderungen der Notlage gefühllos, und gleich heisst es im Munde des ersten: *Nyama po nye o eyidi, ni si ben mulema, nye nde wuru*, d. h.: *Ein Tier ist im Walde, das kein Herz in sich hat, nämlich die Schildkröte*. (Warum gerade die Schildkröte kein Herz haben soll, wird seinen Grund in irgend einer konfusen, anatomischen Vorstellung der Schwarzen haben, gerade wie sie auch von dem dort vorkommenden Ameisenbär behaupten, seine Zunge gehe bis hinten zur Schwanzspitze, weil er sie beim Ameisenfang lang wie einen Wurm herauskommen lässt.) —

2. Schiesst jemand bei irgend einer Verrichtung einen gehörigen Bock, weiss aber, dass es bei dieser Sache das erste Mal ist, so hat er, wenn ein anderer ihn rügt, gleich die Ausflucht bereit: *Yetena muto a kwese mun'ao o wea ngedi iba, ke a lem*, d. h.: *Wenn ein Weib ihr Kind zweimal ins Feuer fallen lässt, ist sie ein Narr.*

Damit ist ganz schön unser deutsches Sprichwort wiedergegeben: „Einmal ist keinmal“.

3. Der gleiche Gedanke wird sehr oft auch damit ausgesprochen: *Njom po e si ma-bwa moto*, d. h.: *Eine Ursache tötet keinen Menschen.*

4. Eine sehr schöne Wiedergabe unseres „Morgenstund hat Gold im Mund“ besitzen die Kameruner auch. Im heissen Morgenlande erfährt mans ja besonders deutlich, wie nur ein in der Tropenfrische begonnenes Tagewerk rüstig von statten geht und wie speziell beim Reisen früh aufgebrochen werden muss, wenn man voran kommen will. Da haben sie nun ein Tierlein beobachtet; es ist ein ca. 10 cm langer, fingerdicker Tausendfüssler, der immer früh morgens über den Weg läuft, und von ihm ist das Sprichwort entstanden: *Ngokolo m'ona: Londo le nde idiba*, d. h.: *Der Tausendfüssler sagt: Gute Reise sei frühmorgens.*

5. Erzählt einer einen Handel, den er mit andern hat und die Schilderung erscheint den Zuhörern nicht recht glaubwürdig, oder es führt der erste Klage, ohne dass man den zweiten zur Verteidigung kommen lässt, so heisst es: *Elimbi e si ma-topo o muri mowo*, d. h.: *Die Sprechtrummel ruft nicht nur eine Seite zum Gericht.*

6. Will ein Sohn sich über seinen Vater oder eine Tochter über ihre Mutter oder junge über alte Leute erheben und die auch unter Heiden zum guten Ton und zur guten Sitte gehörende Pietät verletzen, so strafen sie solches Gebahren mit den Worten: *Dikata di si ma-tomba mulopo*, d. h.: *Die Achseln gehen nicht über den Kopf hinaus.*

7. Sehen die Eingeborenen, dass ein auch nach ihren Begriffen schlechtes Element in die Gesellschaft eindringen und Unheil und Verderben anrichten will, so warnen sie mit der Redewendung: *Songa diwo di ma boise masonga mese*, d. h.: *Ein fauler Zahn kann alle anstecken.*

8. Anstatt dessen, was wir im deutschen sagen: „Wie die Alten sunen, so zwitschern auch die Jungen“, oder: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“, heisst es in Kamerun: *Ewudu, nyango a mbodi a ma-dano, mo pe nde muna a ma-dano*, d. h.: *Das gleiche Gras, welches die Mutterziege gern frisst, frisst auch ihr Junges.*

Oft sind es auch mehr nur Schlagwörter und Sentenzen, als eigentliche Sprichwörter, deren aber, wie von den letzteren, hunderte im Gebrauche sind. Nur ein paar Beispiele.

1. *Ndutu na mapoko, bwala na tue*, d. h.: *Kummer und Reichtum, Faulheit und Armut* (sind gern beieinander).
2. *Mome na miano*, d. h.: *Ein Mann und Pläne* (Rat, Anschläge) (gehören zusammen).
3. *Moto, nyena matutu ma kurmaneno ndab'ao, mo pe nde a ben munyua ma bobé*, d. h.: *Der Mann, dem die Raphiapalme* (aus der die Dachmatten geflochten werden) *übers Haus ragt, hat das schlechteste Dach*. Also dieselbe Beobachtung, die wir auf andern Gebieten auch unter uns machen können.
4. *Mambo maba me bobé, diboa na kwedi*, d. h.: *Zwei Dinge sind böse: Krankheit und Tod*.
5. *Mulema mu kwedi mba o dibum*, d. h.: *Das Herz ist mir in den Bauch gefallen*. — Dies als Ausdruck der höchsten Verwunderung, der Ueberraschung und des Entsetzens.

II.

Noch mehr als in den Sprichwörtern tut sich die phantasie-reiche und poetische Eigenart der Neger in ihren Fabeln kund, von denen die Köpfe von Gross und Klein, Jung und Alt voll sind. Zwar kursieren unter vielen, wirklich schönen Fabeln auch eine Reihe recht einfältiger, deren ich aber zur Charakterisierung des Volkes doch auch ein paar anführen möchte. Bei der im folgenden übersetzten Wiedergabe möchte ich möglichst wenig von der Originalität der Eingebornen-Erzählung abweichen, weil gerade sie allerlei Blicke in die eigentümlichen Sitten, Gebräuche und Anschauungen der Kameruner tun lässt. Wenn dieser Umstand jedoch da und dort Langatmigkeit zur Folge hat, wird der Leser um Geduld gebeten, wie jeder sie haben muss, der dem Gespräch eines Afrikaners lauscht. Es ist ganz interessant, wie alles mögliche, was der Neger an Pflanzen oder Tieren hört und sieht, ihm sofort die Phantasie erregt und Stoff zu solchen Fabeln gibt. Und meistens stehen dieselben dann in irgend einer Beziehung zum Leben des Menschen, indem damit eine Unsitte oder Sitte geißelt oder empfohlen wird.

1. Kurutongo und der Edimo (Feldgeist).

Kurutongo*) und sein Weib wohnten mit ihren Verwandten zusammen in einem Dorfe. Aber so oft die Frau ihrem Manne ein Kind schenkte, so starb es, und so oft er einen Sklaven kaufte, wurde er ihm alsobald durch den Tod entrissen. Das zeigte den Leuten, dass ihr Haus nicht am rechten Platze stand, und darum zogen sie aus diesem Dorfe weg und bauten sich mitten im Walde an. Dort ging es ihnen gut, und Kurutongo fing nun an, weite Handelsreisen zu entfernten Volksstämmen zu machen, von denen er viel Palmkerne, Palmöl, Elfenbein und Gummi heimbrachte.

Nach einiger Zeit erwartete Kurutongo's Frau wieder ein Kind. Aber da er es doch nicht versäumen wollte, eine geplante Handelsreise auszuführen, liess er ihr für die Tage der Niederkunft das Nötigste zurück: Salz, getrocknete Fische, Oel, Pfeffer etc. Auch übergab er ihr einen Vogel, den sie in den schweren Tagen fliegen lassen sollte, damit er ihm in die ferne Gegend Bericht bringe, wie es stehe. Die Frau sperrte den Vogel in einen Käfig ein und Kurutongo trat seine Reise an. — Bald hernach kam die Frau nieder und stand grosse Not aus, weil ihr in dieser Abgeschiedenheit niemand bei der Geburt half. Sie lag im Wochenbett und hatte keinen Menschen, der ihr nur etwas gekocht hätte. Doch siehe, plötzlich erschien ein Feldgeist in Gestalt einer alten Frau und sagte zu der Wöchnerin: „Mein Kind, warum elendest du also herum, warum liessest du mich nicht rufen, als das bange Stündlein über dich kam? Du leidest wohl Hunger; ich will dir etwas kochen.“ Und alsobald nahm sie Bananen und ein Stück Fisch und fing an zu kochen. „Weil aber das Kochen in den Fabeln nicht lange Zeit braucht“, war das Essen bald fertig und sie stellte es der Wöchnerin auf. Während diese nun eine Banane in den Mund nahm, sagte die Alte zu ihr: „Ich will das Kind essen, welches du lieb hast.“ Entsetzt antwortete die Mutter: „Gib mir mein Kind und nimm dafür das ganze Essen, das du mir gekocht.“ Die Alte ging darauf ein und verschlang das ganze Gericht, während die Mutter mit ihrem hungrigen Magen dasass; und nur während jene an die Quelle ging, Wasser zu schöpfen, gelang es ihr, schnell eine Banane am Feuer zu braten und zu essen. So ging es alle Tage, bis die Wöchnerin zum Skelett abmagerte.

Eines Tages nun dachte sie an den Vogel, den der Mann ihr zurückgelassen. Sie öffnete den Käfig und schickte ihn weg, damit

*) Name eines Mannes.

er von all ihrem Elend Kunde hinbringe. Als der Vogel Kurutongo traf, tanzte er eben mit vielen Leuten in einem Hofe. Der Vogel stand auf einen Baum und fing an, die traurige Geschichte herunter zu singen. Der Mann jedoch hörte mitten in dem Freudengeschrei des Tanzes nichts. So sang der Vogel wieder: A Kurutongo, munj'ango a má-ya, kuru kwa kwa kwa kuru; edimo e kaki mo kuru kwa kwa kwa kuru, d. h.: Kurutongo, deine Frau hat geboren, aber der Feldgeist hat sie gefesselt, kuru kwa kwa kwa kuru (letzteres der Ruf des betreffenden Vogels). Nun hörte Kurutongo etwas und er bat um Stille, und als der Vogel dasselbe nochmals wiederholte, fing der Mann an zu jammern: „O weh, o weh, was für eine traurige Botschaft!“ Sogleich rüstete er sich zur Abreise, lud Pisang, Palmöl und Fische ins Kanu und ruderte der Heimat zu.

Als er zu Hause ankam, war die Hexe eben zur Quelle gegangen, um Wasser zu schöpfen, und unterdessen konnte ihm seine Frau alles schnell erzählen. Bald kehrte die Alte zurück und sprach freundlich zu Kurutongo: „So, ist jetzt der Mann meines Kindes zurückgekehrt, du bist wohl hungrig, soll ich dir kochen?“ „Ja, koche mir, aber ich habe ein Gelübde, dass ich nichts esse, ausser ich habe beim kochen selbst ein Bündel Feuerholz in den Herd geschoben.“ Die „Edimo“ sagte: „Es ist ganz recht so,“ und während er das ausführte, rüstete sie zum essen. Zuletzt langte sie noch Pfeffer von der Darre herunter, und unterdessen stiess ihr Kurutongo das brennende Holzbündel in den Bauch. Laut schrie sie auf vor Schmerz ihrer Brandwunden: „O weh, o weh, ich bin gestorben!“ Schleunigst rannte sie an die Quelle und sass unters Wasser, um ihre Qualen zu lindern, und nachher stand sie auf und murmelte böse vor sich hin: „Das will ich dem Missetäter schon heimzahlen.“

Eine Weile hatten sie zwar Ruhe, und als die Zeit der Feldarbeit kam, verdingte Kurutongo seinen Verwandten, um ihm beim roden und urbarisieren zu helfen. Ein grosses Stück Land wurde hergerichtet und bepflanzt und alle freuten sich über die vollbrachte Arbeit. Da erschien aber am folgenden Morgen dieselbe alte Hexe und sang folgende Verwünschung: „Unkraut stehe wieder auf, Unkraut stehe wieder auf.“ Und alsobald geschah es also und Dornen und Disteln füllten alle Aecker. Kein Ausreuten half, alle Tage wars wieder gleich. Kurutongo geriet in grosse Not und wusste sich nicht anders zu helfen, als zum Wahrsager und Zauberer zu gehen und ihn um Rat zu fragen. Dieser erklärte ihm: „Die Edimo, die du verbrannt, spielt dir solchen Spuk, darum mache, wenn du heim-

kommst, eine grosse Figur, die dir ungefähr gleich sieht und stelle sie hinter einen Baum in der Nähe des Hauses. Bestreiche die Figur mit Pech und befestige Angeln mit Widerhacken daran. Wenn dann die Hexe kommt, meint sie, du seiest es und will mit dir zu ringen anfangen; aber statt das zu können, wird sie am Pech und an den Angeln hängen bleiben.“

Als Kurutongo heim kam, vollführte er alles nach Vorschrift. Und richtig erschien die Edimo wieder, um das Unkraut herauf zu beschwören, und sobald sie der Figur ansichtig wurde, welche hinter dem Baum stand, fing sie zu schimpfen an: „Du Kurutongo warte, heute will ich dir heimbezahlen, augenblicklich mache ich dich kalt.“ Und schon versetzte sie der Figur einen Schlag; doch wehe, ihre Hand blieb festkleben, sodass sie in grossem Entsetzen schrie: „Kurutongo lass mich los, wie hältst du mich fest?“ Sie wehrte sich mit der andern Hand, aber auch sie blieb kleben; sie stemmte mit der Stirne, mit den Knien dagegen, um sich los zu reissen, aber statt dessen wurde sie immer furchtbarer gefesselt an allen Teilen des Körpers, sodass sie verzweifelt ausrief: „Was soll ich anfangen?“ Nun kam Kurutongo, der das Rufen gehört und trifft die alte Hexe an der Figur festgeklebt an, lacht sie gehörig aus und höhnt: „Was, du bist in die Schlinge geraten!“ Und dann ladet er sein Gewehr und schießt sie zu Tode. Von da an hatten Kurutongo und sein Weib Ruhe, weil ihr Erzfeind, der sie bisher geplagt, nicht mehr war. Kurutongo wurde hernach ein sehr reicher Mann.

In dieser Fabel ist so recht drastisch die abergläubische Furcht ausgesprochen, wie sie wirklich die Kamerunneger gefangen hält, indem sie immer meinen, diese und jene bösen Geister seien ihnen vor dem Glück. Auch entspricht es der Tatsache, dass sie die einzige Rettung gegen solche unheimliche Plagegeister in der Wahrsagerei und Zauberei erblicken. Darum hängt an jedem Haus und am Ende jedes Gehöftes, besonders gegen den Busch hin, irgend ein Fetisch, der das Eindringen der Koblode erschweren oder verhindern soll.

2. Lungu na Nyango a toi.

(Zwei Eigennamen, übersetzt:)

Die Moskito und das Innerste oder die Mutter des Ohres.

Die Moskito und das „Innerste des Ohres“ waren zwei gute Freunde, besaßen schöne Gehöfte und waren verheiratet. Aber weil sie daheim über zu wenig Güter verfügten, um ihre Weiber mit guten Tüchern richtig zu kleiden, schmiedeten sie miteinander einen Plan,

irgend eine abgelegene Gegend aufzuspüren, wo es viele Oel-Palmen und darum auch viele Palmkerne zu gewinnen gebe. Bald hatten sie einen sehr grossen Palmenplatz gefunden und fingen an, ihre Aexte zum herunterhauen zu schärfen. Die Moskito sprach dann zum „Innersten des Ohres“: Lieber Freund, steige du hinauf in die Höhe, um die Palmkerntrauben zu schneiden, ich will sie dann auflesen und wegtragen. Das „Innerste des Ohres“ zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit des Ersteren und stieg gutmütig hinauf und tat das Geheissene. Als sie aber fertig war und herunterkam, war unten noch nichts geschehen und sie sagte der Moskito unwillig: Trage jetzt die Palmtrauben weg. Letztere aber antwortete: Freund, ach trage du sie, ich will dann die Kerne herausmachen, und die andere willigte wiederum ein. Aber als sie dieselben unter der Palme weggetragen hatte und zur Moskito sagte: Mache nun die Kerne heraus, wie du versprochen, da kam diese abermals mit ihrer faulen List: Freund, mache du sie heraus, ich will sie dann dafür kochen; und die Nyango a toi tat also. Aber als das Kochen dann kam, hiess es bei der Moskito wieder: Bitte, koche du, ich will dann die gekochten Kerne in den Stampftrog bringen. Als es jedoch Zeit zum hinbringen war, weigerte sich die Faule wieder, es zu tun, und zwar mit den Worten: Freund, trage du, ich will dann das (von den Kernen durch Stampfen abgeriebene) ölige Fleisch abschöpfen. Aber auch das tat sie nicht und versprach: das ölige Kern-Fleisch will ich zuletzt vollends zum Oel auskochen. Und auf diese Weise täuschte die Moskito das „Ohrinnere“, bis das Oel fertig war und zum europäischen Händler in die Faktorei gebracht werden konnte.

Daselbst wollte die Lungu ihr betrügerisches Spiel weitertreiben und die Bezahlung für sich einstecken. Allein die Nyango a toi hatte keine Lust, hier noch einmal die Dumme zu sein. Darum nahm sie alle Waren in Empfang, suchte dann aber damit das Weite. Alle Leute, denen sie begegnete, zollten ihr Beifall zu ihrer Handlungsweise. Die Lungu aber wurde zornig, nahm das Gewehr, das Buschmesser und den Kriegshelm und fing an die Nyango a toi zu verfolgen. Alle Leute begannen Zeter und Mordio zu schreien: Du, „Ohrinneres“, lauf, was du kannst, denn die Moskito verfolgt dich mit Buschmesser und Gewehr, um dich wegen der Waren zu töten. So eilte das „Innerste des Ohres“ zum Ohre und sprach: „Du bist mein Bruder, bitte lass mich zu dir einschlüpfen und mich verbergen.“ Das Ohr öffnete sich freundlich und die Nyango a toi kroch bis ins Innerste hinein, gab aber zuvor der Hand den Auftrag: „Wenn die Moskito

kommt, um in die Ohr-Oeffnung einzudringen, so halte zu, dass sie nie hinein kann.“ Und darum (so lautet die Anwendung der Fabel bei den Eingebornen) ist bis heute zu beobachten, dass die Moskito es besonders auf das Ohr abgesehen hat und dort herumsingt; aber die Hand lässt es ihr niemals zu, dass sie das Innerste des Ohres erreichen und verletzen darf. —

In dem ersten, ermüdenden Teil dieser Fabel haben wir eine wertvolle Beschreibung der Haupterwerbsquelle der Kamerunneger. Die ziemlich mühsame und darum für sie heilsame Beschäftigung der Palmöl-Bereitung ist da ganz schön der Reihe nach gezeichnet. Aus dem zweiten Teil spricht die oft geradezu beneidenswerte Gemütsruhe der Eingebornen. Statt sich durch die lästigen, in ganzen Schwärmen vorkommenden Plagegeister der Moskito aus der Fassung bringen zu lassen, machen sie in ihrer Phantasie ein schönes Geschichtchen daraus und flechten allerlei Tatsachen des Lebens in dasselbe hinein. Und wenns am ärgsten summt, kommt immer wieder die „Lungu na Nyango a toi“ aufs Tapet.

3. Der Fisch am Flussrand und die Ameise.

Der Fisch und die Ameise waren gute Freunde und sie versprachen sich gegenseitig, dass keiner den andern auffressen und wenn sie sich begegnen, keiner des andern Blut vergiessen wolle.

Aber weil nun die Ameise ihr Gebäude oft nahe am Flussufer baut, ereignete sich einst folgende Begebenheit. Eines Tages fiel nämlich ein dürerer Ast von einem Baume und zerstörte das Ameisenhaus. Und da die Ameise nichts mehr fand, woran sie sich festhalten konnte, so fiel sie ins Wasser des betreffenden Flusses. Als der Fisch das sah, dachte er nicht mehr an die freundschaftliche Abmachung zwischen ihm und der Ameise, sondern er fing an viele grosse und kleine Ameisen zu fressen. Da kam die alte Ameise und frug erstaunt: „Hast du denn unser gegenseitiges Gelübde vergessen?“ Der Fisch erwiderte: „Ich frage jetzt keiner Freundschaft mehr etwas darnach, denn ich bin einfach hungrig.“ So ging die alte Ameise mit Zorn hinweg, und als sie ans Land gestiegen war, rief sie die Spinne herbei und sagte zu ihr: „Ich bitte dich sehr, dass du mir ein Gewebe machest, welches ich nach Europa schicken will, dass mir die gescheiten Weissen Fischgarn daraus spinnen.“ Die Spinne antwortete: „Zahle mich zuvor für die Mühe, dann soll dein Wunsch erfüllt werden.“ „Also mach den Preis fest,“ sagte die Ameise weiter, und die Angeredete verlangte daraufhin Waren (im Wert von 10 Mk.).

Als sie diese Summe erhalten hatte, machte sie sich an die Arbeit und lieferte der Ameise das Gewebe bald ab. Diese schickte alles nach dem Land der Weissen, und von dorthier kamen dann alle möglichen Sorten von Garn, sodass man daraus grosse und kleine Netze, Wurfnetze etc. wirken konnte.

Nun rief die Ameise alle, alle Leute her und sprach zu ihnen: „Ich beauftrage euch, mir Fische zu fangen.“ Sie aber wandten ein: „Wir haben ja nichts, womit wir Fischfang treiben können.“ Und so gab ihnen die Ameise Garn und sprach: „Machet daraus Schleppnetze, Wurfnetze etc., und befestiget Angeln ans Garn und tötet Fische auf alle Art und Weise. Und wenn einer Fische heimgebracht, verlange ich nur die Eingeweide und Schuppen, mache sonst aber keinen Anspruch auf Bezahlung.“

Schlussfolgerung der Schwarzen: Von der Zeit an begannen die Leute, wegen des Auftrages, den die Ameise gegeben, viele Fische zu fangen. Und wenn jemand eine Menge derselben getötet, so wirft er die Eingeweide und Schuppen auf den Misthaufen und kann sehen, wie die Ameisen sogleich daran kleben und es fressen.

4. Die Schildkröte und ihre Zauberglocke.

Alle Tiere hatten sich in einer mächtig grossen Stadt angebaut. Da fiel aber ein Hunger und eine Teuerung aufs Land, sodass jedermann nicht einmal mehr seine kärgliche, tägliche Nahrung fand. Dabei erfasste besonders die Weiber der Schildkröte eine furchtbare Unzufriedenheit und sie schalten ihren Gemahl und höhnten, er sei nicht einmal imstande, etwas zum essen aufzubringen. Infolge dieser Schmähungen der Weiber trieb es die Schildkröte, ihre Axt zu nehmen, um irgendwo Palmkerne zu schneiden und so zu etwas zu kommen. Als sie eine Palme bestiegen und eine Palmtraube abgehauen und heruntergeworfen hatte, fiel dieselbe in ein Loch und gleich nahm sie märchenhaft ein Mann weg und ging damit fort. Die Schildkröte stieg herunter und wollte in der sonderbaren Höhle nach ihrer verschwundenen Palmtraube sehen. Als sie dort eindrang, kam sie in eine grosse Stadt hinein, die sie niemals zuvor gesehen. Dieselbe war von einem mächtigen Zaun umgeben und Wächter standen an den Toren und frugen: „Wo willst du hin?“ Die Schildkröte antwortete: „Ich bitte euch sehr, lasst mich vorbei; ich gehe meine Palmtraube zu suchen, die hier vorbeigekommen sein muss, habt ihr sie nicht gesehen?“ Die Wächter sagten: „Doch, es ist ein Mann mit ihr hier vorbei gelaufen, folge seinen Spuren und du wirst ihn finden.“ Bald

war dieser eingeholt und die Suchende herrschte ihn an: „Gib mir meine Palmtraube zurück.“ Der Mann aber erwiderte: „Freund, setze dich nieder,“ und er setzte ihm Fleisch und Yams zum essen vor. Die Schildkröte verbarg aber das Empfangene schnell und befahl wieder: „Bezahle mich nun für das von dir Entwendete.“

Da gab ihr der geheimnisvolle Mann eine Glocke und sprach: „Wenn du auf dem Heimwege bist, versuche diese Klingel zu läuten und du wirst etwas sehr schönes sehen.“ So kehrte die Schildkröte um, verliess die Märchen-Stadt und wollte nun versuchen, ob etwas Wahres an dem Versprechen des Mannes sei. Sie fing an zu klingeln und augenblicklich wurden dadurch Tische, Stühle, Fische, Speisen und schöne Dinge ohne Zahl herauf beschwört. Das erfüllte die Schildkröte mit höchstem Glück und sie setzte sich zu Tisch, fing an zu essen und zu trinken und sich schön zu kleiden. Dann klingelte sie wieder, und alles verschwand vor ihren Augen, und sie begab sich mit grosser Freude nach Hause.

Allein, als der Schildkröten-Vater daheim anlangte, waren all' seine Weiber treulos durchgebrannt und hatten sich an den Elephanten gehängt, um ihm zu flattieren, ihren Gemahl aber zu schmähen als einen Habenichts und Bettelmann. Dieser jedoch liess sich das nicht so zu Herzen gehen und schickte seine Kinder fort, dass sie ihre Mütter riefen, sie sollten zum Manne kommen, wenn er schon arm sei; aber sie wollten nicht. Da rief der Vater die Kinder wieder und befahl: „Schöpfet mir Wasser, dass ich baden kann.“ Als das geschehen, liess er die Kinder wieder kommen und liess dann seine Zauberklingel ertönen, und alsobald erschienen wie zum ersten Male die Tische, Stühle, allerlei Esswaren und schöne Tücher, sodass die Kinder sich sättigen konnten und vor Freude ausser sich waren.

Nun machten sie auch einen grossen Staat und gingen aufgeputzt in der Stadt spazieren. Dort begegneten sie ihren Müttern und die riefen verwundert: „Was sind das doch für schöne Kinder, wem gehören sie nur auch?“ Als sie dieselben aber allmählich erkannten, rannten sie heim zu ihrem Manne und baten ihn inständig: „Bitte, verzeihe uns, lieber Mann.“ Und sie streichelten und fächelten ihm seinen Leib, bis sein Herz weich wurde und er auch sie so schön kleidete wie die Kinder.

Als aber der Abend kam, verkündete die Schildkröte mit ihrer Sprechtrömmel: Ko to go, ko to go, d. h.: alle Tiere sollen sich frühmorgens bei ihr zusammenfinden. Wer Lust habe, sich voll zu essen und zu trinken, solle kommen. Und richtig erschienen zur bestimmten

Zeit alle Tiere und frugen, als sie noch nichts sahen: „Warum hast du uns gerufen?“ Die Schildkröte antwortete: „Weil solch grosse Hungersnot ins Land gekommen, habe ich euch gerufen, denn bei mir ist Reichtum und Ueberfluss eingetreten. Ich dachte an euch, dass auch euch der Hunger nicht umbringe, sondern ihr Hilfe für euren Leib findet.“ Und die ganze Schar der Tiere sprach befriedigt: „Unser Herr, das ist gütig von dir, dass du dich über unsere Not erbarmst.“ Da rief die Schildkröte mit gewaltiger Stimme: „Bringt mir die Glocke her.“ Dann läutete sie dieselbe, und ein grosser, eiserner Zaun kam heraus und innerhalb desselben wiederum Tische, Stühle, Essen und Trinken. Alle Tiere setzten sich sogleich und assen und tranken, bis sie all der Herrlichkeit förmlich müde wurden.

Am selben Tage machten sie dann die Schildkröte zum Herrscher des ganzen Urwaldes. Nur der Elephant und der Leopard willigten nicht darein, weil sie allezeit erbitterte Feinde der Schildkröte waren. Sie waren voll Neid und Groll auf diese und machten bekannt: „Wer auch die Schildkröte antrifft, soll sie töten und essen.“ Und so kommt es, dass diese bis auf den heutigen Tag von jedermann gegessen wird. Die Schildkröte ihrerseits aber rief aus: „Wer den Elephanten sieht, töte ihn und verkaufe sein Elfenbein; und wer einen Leoparden antrifft, tue desgleichen und verkaufe seine Haut und bezahle aus dem Erlös seinen Acker.“

Der Eingeborne sagt zu dieser Fabel, sie lehre uns, dass man den, der andern Gutes erweist, ehren soll, und zwar auch dann, wenn er selbst einmal in Not und Elend gerät. Die Fabel lehre aber auch, dass die Feinde eines Mannes ihn nie rühmen werden, sondern, wenn sie auch Hilfe von ihm empfangen, werden sie es ihm nur mit Bösem vergelten.

Wir Europäer, deren sittliche Erkenntnis höher steht, sehen aber noch allerlei anderes in der Fabel. Sie lässt uns einen Blick tun in heidnische Freundschafts- und Eheverhältnisse, und genau wie es hier im Märchen geschildert, steht bei allem, von der christlichen Zivilisation Unberührten, auch in den intimsten Verhältnissen, ein hässlicher Materialismus oben an.

5. Der Papagei und dieachteule.

(Als Personen gedacht.)

Der Papagei und die Eule waren einst gute Freunde. Sie gingen immer miteinander auf den Handel und liebten sich sehr. Einmal begaben sie sich wieder auf die Reise und als sie an einen

Ort kamen, sprachen sie zueinander: „Wir beide sollten eigentlich ein Geheimmittel für Ringkraft haben; denn wenn wir das besitzen, werden wir von allen Bewohnern unserer Stadt als die Stärksten gepriesen werden.“ So machten sie sich auf die Suche nach einem solchen Zaubermittel. Die Eule fand dann eines für den Ringkampf und der Papagei sogar ein Mittel, um Menschen mit Zauberei zu töten. Als sie nach Hause zurückkehrten, fing der Papagei an zu prahlen in der ganzen Stadt, er sei jetzt stärker als alle seine Freunde. Diese schüttelten den Kopf und dachten: „Wir sind erstaunt über die Kraft, welche unser Freund nun haben soll, früher war er doch nicht stärker als wir.“

Nach einigen Tagen nun begann das Zaubermittel des Papagei zu wirken, es tötete verschiedene Leute in der Stadt. Die Eule aber warnte jede Nacht: „Hütet eure Leiber, denn Böses ist in der Stadt, — hufu, rufuru!“ (Letzteres soll der Ruf der Eule sein.) Weil aber immer mehr Leute starben, kam man darauf, dass die Eule und der Papagei solch verhängnisvolle Hexerei ins Land gebracht. Besonders aber hatte man die Eule im Verdacht, weil sie bei Nacht so unheimlich ruft. Der Papagei aber, hiess es, ist dazu nicht fähig, denn er lärmt und kreischt wohl, aber offen am Tage.

Wieder verging einige Zeit und auf einmal tötete des Papagei Hexerei die liebste Frau vom Stadt-Häuptling. Das erzürnte nun die ganze Stadt und es wurde beschlossen, in fünf Tagen sollen der Papagei und die Eule gebunden und gefangen genommen werden. Das geschah dann auch und in grosser Versammlung wurde ausgemacht, dass die Menge in der Stadt bleiben und nur ein paar Männer mit den Gefesselten in den Wald gehen und an einem dafür bestimmten Ort mit ihnen ein Gottesgericht halten sollen. Sie bestimmten auch gleich, dass der, welcher unschuldig befunden werde, mit Freudengeschrei in die Stadt zurückkehren dürfe.

Beim Gottesgericht nun wurde der Papagei als schuldig und die Eule als unschuldig erfunden. Die Fetischrichter waren selbst erstaunt und sagten untereinander: „Wir dachten immer, dass die Eule Hexerei triebe, nun aber sehen wir, dass der Papagei alles Unheil bei uns angerichtet.“ — Als Letzterer nun sah, dass er verraten war, geriet er in grosse Not und wusste nicht, wie er sich helfen sollte. Da kam ihm ein listiger Einfall. Er bat die Männer, die ihn festhielten: „Lasst mich einen kleinen Augenblick los, denn ich leide an Durchfall und sollte schnell ins Gebüsch gehen.“ Es wurde ihm erlaubt und er ging, rief aber im Gehen noch seinen Freund, die

Eule, auf die Seite und sagte ihr: „Willst du mich nun vergessen, weil ich im Gericht gefallen bin? Hilf mir doch! Schlage du den Weg zur Linken ein und ich gehe den zur Rechten und trachte wegen der über mich gekommenen Schande möglichst schnell heim zu kommen. Wenn du deinen Weg gehst, so sei so gut und hole mir noch den Palmwein im Palmen-Sumpf; wenn du auch erst bei Nacht zurückkehrst, kann es dir ja nichts machen, denn du bist im Gericht nicht gefallen wie ich.“

Während der Papagei auf diese Weise seine Bändiger und seinen Freund genug betrogen hatte, warteten die Männer umsonst auf die Rückkehr des Betrügers. Er eilte unterdessen schleunigst in die Stadt, erhob am Ende einer Häuserreihe ein Freudengeschrei und rief: „Ihr Leute alle, die ihr Böses von mir geredet, bin ich jetzt nicht unschuldig, haben wir nicht ausgemacht, dass der, welcher zuerst in die Stadt komme und frohlocke, frei aus dem Gottesgericht hervorgegangen sei?“ Und alle, die ihn hörten, kamen, um ihn mit Freuden zu empfangen und mit ihm zu triumphieren: „Ja, der Papagei ist gerechtfertigt und die Eule trieb den Teufelsspuck und musste darum im Walde zurückbleiben;“ und mit furchtbarem Hallo wurde er in der ganzen Stadt herum getragen. Jene Männer aber, nachdem sie lange umsonst auf die Rückkehr des Papagei gewartet, begaben sich dann auch nach Hause, um auszurufen, dass die Eule unschuldig aus dem Gericht hervorgegangen. Allein, als sie daheim ankamen, hörten sie ein lautes Jubelgeschrei, und auf ihr Fragen hin erhielten sie die Antwort, das gelte dem Papagei, weil er die Sache siegreich bestanden. Es nützte die Fetischrichter nichts mehr, zu beteuern, gerade das Umgekehrte sei der Fall und die Eule habe gewonnen; es hiess einfach: wahrscheinlich habe dieselbe die Männer im Wald mit Geld bestochen, damit sie zu ihren Gunsten reden sollten. — Darum ist es bis heute so, dass, wenn der Papagei vorbeifliegt, er „kwa, kwa, kwa“ ruft und die Leute dann sagen: „Er hat im Gericht die Eule besiegt.“ Die Eule aber schreit unheimlich immer bei Nacht „hufu, rufuru“, und darum ist sie etwas vom Teufel bis auf den heutigen Tag.

6. Der Ringkampf zwischen Elephant und Tausendfüssler.

Die Walddiere und die Vögel kamen einst zu einem grossen Ringen zusammen. Da trat der Tausendfüssler vor (in Kamerun eine ca. 10 cm lange, fingerdicke Art) und forderte den Elephanten heraus. Aber alle Anwesenden lachten und sagten, der Tausend-

füssler sei doch zu klein, als dass er mit dem Riesentier ringen könnte, und sie wehrten es ihm. Aber der Tausendfüssler gab nichts auf das Gerede und sprach, er wolle es wenigstens probieren, und um seiner Hartnäckigkeit willen liessen sie es ihm zu. Als nun die beiden sich zum Kampfe näherten, schlüpfte der Tausendfüssler dem Elephanten schnell in den Rüssel und fing denselben an zu kitzeln. Als Letzterer das spürte, warf er sich vor unausstehlichem Kitzel zu Boden. Das sahen die Umstehenden und brachen in das Geschrei aus: „Der Tausendfüssler hat den Elephanten übermocht!“ Und als der Sieger merkte, dass sein Gegner am Boden lag, kroch er sogleich aus dem Rüssel heraus. Seine Leute aber traten herzu, hoben ihn auf, trugen ihn auf Palmzweigen durch die Stadt und machten ein ungeheures Siegesgeschrei; der Elephant aber musste sich sehr, sehr schämen vor allen Tieren. — Darum wird der Ngokolo, d. h. der Tausendfüssler, von unzähligen Männern getragen bis auf den heutigen Tag. (Ihre Vorstellung dabei ist, dass die beiden Reihen Füsse bei dem Tierlein Männer darstellen.)

7. Der junge Elephant und die junge Grasmücke.

Der junge Elephant und die junge Grasmücke hatten einst grosse Freundschaft zusammen; sie gingen auch gerne miteinander in den Wald, um Baummaden (werden von Eingebornen als Leckerbissen gegessen) zu suchen. Eines Tages waren sie wieder daran und die Grasmücke sprach zum Elephanten: „Steige du auf den Baum.“ Dieser aber antwortete: „Das kann ich unter keinen Umständen; denn ich verstehe weder zu klettern noch zu fliegen.“ So flog die Grasmücke hinauf, und jedesmal, wenn sie eine Made gefunden, warf sie dieselbe herunter. Der Elephant aber ass sie hinweg, statt sie an einen Haufen zu sammeln, und wählte die fleischigen Teile, den Schwanz und den Leib, und liess der Grasmücke nur die Köpfe übrig. Die letztere bat ihn, er möchte ihr auch etwas Rechtes zurücklassen, aber er machte ruhig in der angefangenen Weise weiter. Als dann die Grasmücke herunterstieg, traf sie nur noch die Köpfe der Maden an. Das erzürnte sie so sehr, dass sie einen Speer nahm und ihn dem Elephanten in den Bauch stiess und ihn also tötete. Seinen Leichnam aber nahm sie und hängte ihn an den Weg, dass jeder Vorübergehende es sehe, dass hier ein Mann mit schlechtem Herzen geendet habe. Und wer vorüber ging, frug erstaunt: „Wer hat den jungen Elephanten getötet?“ Die Grasmücke aber stand auf einem Baumast und sang ihr Lied: Mememe tü, mememe tü,

na poa pose na poa pose, na njou a da masenge, a dia mba milopo (Lied der Grasmücke nachgemacht und heisst: Mememe tü, ich suchte Maden, ich suchte Maden, aber der Elephant ass den Leib und liess mir die Köpfe). Und jeder, der die Grasmücke so singen hörte, sagte im Vorbeigehen: „Es ist dem Uebeltäter recht geschehen;“ und von da an fingen die Leute an zu verstehen, dass der Elephant ein schlechtes, böses Herz hat.

8. Der Hund und der Hahn.

Auch der Hund und der Hahn pflegten einst freundschaftliche Beziehungen zueinander. Sie hatten sich auch in derselben Stadt Bräute ausgewählt und fingen an, dort alle Tage Besuche zu machen. Einmal waren sie wieder daselbst und die Braut des Hahnes bereitete ein grosses Essen, ebenso die Braut des Hundes. Während sie so am Essen sassen, kam dem Hunde plötzlich der böse Gedanke, dem Hahn vor seinem künftigen Schwiegervater eine Blösse zu geben. Er nahm ein Maiskorn und schleuderte es vors Haus hinaus; und als der Hahn das sah, achtete er das Essen nichts mehr, das aufgestellt war, sondern „warf seinen Leib in den Hof“ (Ausdruck der Kameruner für hinausstürzen), um das Maiskorn aufzupicken.

Als seine Braut das sah, schalt sie ihn darüber mit herben Worten, dass er sich sehr schämen musste. Und hernach, als sich die beiden Freier auf den Heimweg begaben, frug der Hahn seinen Freund: „Warum hast du mir solche Schande bereitet?“ Der Hund antwortete: „Ich habe mich eben vergessen, bitte, verzeihe mir!“ Der Hahn sagte nichts mehr, nahm sich aber in seinem Herzen vor, er wolle es dem Bösewicht bei Gelegenheit heimbezahlen.

Eines Tages machten sie wieder ihren gewohnten Gang. Ihre Bräute hatten ihnen wieder gekocht und sie taten sich, wie früher, gütlich am Essen. Auf einmal warf der Hahn einen Fischgrat in den Hof, und siehe, auch der Hund vergass sich und stürzte trotz vorgelegtem fettem Schmause dem abgenagten Ding nach. Da lachte ihn seine Braut gehörig aus, sodass er sich ungeheuer schämte. Auf dem Heimweg aber machte er dem Hahn Vorstellungen: „Warum nur hast du mir das angetan?“ Der Hahn antwortete: „Wer hat sich zuerst solcher Bosheit schuldig gemacht?“ Und dem Hund war der Mund gestopft, sodass er kein Wort mehr erwidern konnte.

Was für eine feine und von den Negern oft angewendete Wiedergabe unseres Sprichworts: „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“

Eine ganze Reihe von Fabeln kursieren in Kamerun auch, welche nicht nur, wie die bisherigen, die rege Phantasie widerspiegeln und einen Blick in Sitten, Tugenden und Untugenden der Neger tun lassen, sondern einen tiefern ethischen Gehalt zeigen.

Nur einige Beispiele dafür :

9. Der Baumwoll-Baum und die Cassada-Staude.

Wir haben in Kamerun nicht die gewöhnliche Baumwoll-Staude, sondern der mächtigste der Baumriesen des Landes ist es, der die ca. faustgrossen Baumwollkapseln zeitigt. Nach Neujahr werden dieselben reif und was herunterfällt, wird von Eingebornen gesammelt und Polster und Kissen daraus gemacht. Es ist allemal ein grossartiges Schauspiel, wenn der erste Sturmwind in die reife Baumwolle fährt; da füllt sich die Luft mit weissen Flocken, sodass sich der Europäer, wenn die Kälte noch dabei wäre, in einem richtigen Schneesturm seiner nördlichen Heimat versetzt fühlte.

Die Cassada ist eine ca. 2 m hohe Staude, deren Wurzel gekocht und nach einem Gährungsprozess zu Würstchen in Blätter gewickelt werden und das Hauptnahrungsmittel im Lande bilden.

Von diesen beiden Pflanzen machten sie nun, weil sie, trotz ihrer ungeheuren Verschiedenheit in Grösse und Höhe, täuschend ähnliche Blätter treiben, folgende Fabel, die uns immer einen prächtigen Anknüpfungspunkt für die christliche Predigt gab: Gott widersteht den Hoffärtigen.

Der Baumwoll-Baum wurde sich einst seiner Grösse und Erhabenheit bewusst und das machte ihn hochmütig und eitel. Stolz schaute er in seiner Höhe um sich und entdeckte, dass die niedere, für ihn verächtliche, Cassada-Staude die ganz gleichen Blätter wie er trage. Aergerlich und gekränkt darüber, herrschte er dieselbe an: Was sie sich eigentlich anmasse, die gleichen Blätter wie er zu treiben? Das dulde er durchaus nicht. Aber augenblicklich sei der hochmütige Rebelle für seine Ueberhebung gestraft worden und habe Dornen von unten bis oben bekommen. Aus diesem Grunde habe der Baumwoll-Baum nun bis auf den heutigen Tag spitzige Dornen an seinem mächtigen Stamm und seinen riesigen Aesten, was man sonst an keinem so grossen Baum sehe. Man habe nichts von ihm, denn niemand könne wegen der Dornen hinaufsteigen und seine Baumwolle ausgiebig pflücken.

10. Die Fabel vom Elidi (Mädchenname).

Obenan in sittlicher Erkenntnis der Kameruner steht das Bewusstsein: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,“ oder überhaupt: „Du sollst die Alten ehren.“ In der Versammlung von Alten muss der Junge schweigen und er darf nur reden, wenn er dazu aufgefordert wird. Aber besonders wer Vater oder Mutter nicht ehrt und sie im Alter im Stiche lässt, hat auch nach Heidenbegriff etwas Schändliches getan. Die Pflicht der Elternverehrung ist nun eben im „Elidi“ sehr schön ausgesprochen.

Unsere Eingebornen haben ein gewisses Kraut, das sie ähnlich wie unsern europäischen Spinat kochen. Elidi ass nun solchen Spinat leidenschaftlich gern und darum war ihr die von der Mutter bereitete Portion immer zu klein. Sie bemerkte, dass die Mutter jeweilen einen grossen Haufen frische Blätter in die Küche trug, dann aber ein viel kleineres Quantum gekochten Spinat zum Essen aufstellte. Elidi wurde böse und mürrisch und verdächtigte die Mutter, sie behalte gewiss allemal einen Teil für sich selbst zurück. Letztere jedoch erklärte: „Liebes Kind, ich behalte nichts für mich, sondern du musst verstehen, dass die grünen Blätter beim Kochen zusammenfallen und nachher viel weniger ausmachen.“ Elidi aber liess sich nicht belehren, blieb trotzig und tötete sogar eines Tages im Zorn die Mutter und sagte vor sich hin: „Nun will ich denn doch einmal probieren, ob aus einem so grossen Haufen Blätter nicht ein reichlicheres Gericht zu gewinnen sei.“ Es fing eifrig an zu kochen, aber o weh, bald merkte es, wie das Kraut wirklich zusammenfiel und schliesslich nicht mehr fertiger Spinat blieb als früher. Da schlug ihm sein Gewissen und es begann zu jammern: „Ich habe meiner Mutter mit dem Trotz, Argwohn und Ungehorsam bitteres Unrecht getan, ja, ich habe sie ohne Grund und Ursache hingemordet.“ In der Verzweiflung rannte das böse Kind in den Urwald und muss nun dort ewig jammern und weinen. — So gibt es in den Wäldern Kameruns tatsächlich ein Tierlein, das Elidi genannt wird; aber niemand hat es je gesehen und als solches erkannt, und dieses Tierlein lässt jede Nacht eine so klägliche Stimme hören, dass es einen ganz an das Weinen eines Mädchens erinnert.

11. Die Turteltaube und der Leopard.

Falschheit und Zweizüngigkeit wird in dieser Fabel gegeisselt, merkwürdigerweise unter dem Bild der Taube, die bei uns gerade das Gegenteil, das Symbol der Reinheit und des Wesens ohne Falsch



ist. Die Fabel beginnt zwar nicht gleich mit dieser Sache, sondern erzählt zuerst weitschweifig, dass die Tiere einst zusammen kamen, um einen König zu machen. Wir wollen nicht alles wiedergeben; es würde zu weit führen. Nur in Kürze sei gesagt, dass sie in Verlegenheit gerieten, wonach sie das Königtum bestimmen sollten. Als sie zu keinem Resultat kommen konnten, trat die Schildkröte vor (die bei aller Wahrsagerei und Zauberei eine wichtige Rolle spielt), und sie sagte: „Ich mache den Vorschlag, dass das Tier, welches von allen andern eines zu töten vermag und zum Zeichen dafür von allen eine Zehenspitze bringt, unser König sein soll.“ Der Vorschlag gefiel und es wurde neun Tage (in Kamerun die heilige Zahl) Frist gegeben, in denen die Sache versucht werden könne.

Nach neun Tagen trat dann die Versammlung richtig wieder zusammen. Die Maus und die Schildkröte wurden zu Zehen-Zählern gewählt. Ein Tier aber nach dem andern beteuerte, es sei ihm unmöglich gewesen, das Geforderte zu erfüllen. Nur der Leopard sagte stolz, er habe es versucht. Die gebrachten Zehenspitzen wurden hingelegt und gezählt; und die Versammlung staunte, denn alle Tiere schien der Leopard bekommen zu haben. Allein, zuletzt zeigte sich doch, dass noch eine Zehe fehlte, nämlich die des Krokodils. Aber auch diese wurde nicht geschenkt, sondern dem Leopard noch einmal neun Tage gegeben, um das Fehlende nachzuholen.

Dieser aber war nun in der grössten Verlegenheit, denn er wusste nicht, wie und wo er des Krokodils mächtig werden konnte. Er ging zum Wahrsager, d. h. zur Schildkröte und diese wies ihn zur Turteltaube, die auf hohen Bäumen in der Nähe der Flüsse wohne und die Stellen kenne, wo das Krokodil sich zeige. Der Leopard tat also und bat die Taube: „Bitte, komm einmal herunter.“ Sie aber sagte: „Nein ich komme nicht, denn ich habe gehört, dass du viele Tiere getötet.“ Der Leopard bat weiter: „Komm doch, es soll dir nichts geschehen!“ So rückte die Taube einige Aeste weiter herunter und forderte den Bittenden auf, seine Sache vorzubringen. Dieser fing an: „Schau, Taube, ich komme in grosser Verlegenheit zu dir; ich sollte eine Krokodilszehe haben, weiss aber nicht, wie das Ding anstellen. Die Schildkröte sagte mir nun, du wissest hierin Bescheid und so bitte ich dich um guten Rat.“ Die Taube wiederum sprach: „Ja, ich weiss, wo das Krokodil zu finden ist, aber was bekomme ich, wenn ich dirs verrate?“ „Fordere was du willst,“ lautete die Antwort. Die Taube sagte: „Ich will dafür deine Tochter zum Weibe.“ (Da muss man daran denken, dass bei unsern Negern der

höchste Wert in Frauen besteht.) Der Leopard ging mit Freuden darauf ein und brachte andern Tages seine Tochter und gab sie der Taube zum Weibe. Da eröffnete ihm diese folgendes: „Das Krokodil liegt oft am Flussufer; komm übermorgen und sei hier auf der Lauer. Sobald ich das Krokodil am Ufer sehe, rufe ich: Ale nkong kuku (gewöhnlicher Ruf der Taube und wird gedeutet: Es ist am Land). Und wenn du das hörst, stürze dich auf die ersehnte Beute.“

Als der Leopard diese Auskunft erhalten, ging er freudig nach Hause. Hinter seinem Rücken aber rief die Taube alsobald dem Krokodil und sagte zu ihm: „Du und ich sind Blutsverwandte und ich mag kein Unglück über dich bringen. Darum höre: Wenn du übermorgen am Land bist und ich dem Leopard „ale nkong kuku“ rufe, werde ich augenblicklich meine Stimme ändern und rufen: „So mindib“, d. h.: stürze dich ins Wasser.“ (Die Turteltaube hat tatsächlich diese zwei verschiedenen Rufe.)

Am Tage der Verabredung nun kam der Leopard, und als das Krokodil ans Land kroch, rief die Taube auf dem Baum zuerst „ale nkong kuku“. Sofort schlich der Leopard heran, legte sich, als er das Krokodil sah, mit dem Bauch ganz auf den Boden und machte sich sprungfertig. In diesem Augenblick jedoch änderte die Taube ihre Stimme und rief „so mindib“, und während das Krokodil ins Wasser schießt, stürzt der Leopard hinunter, ist aber ungeheuer enttäuscht, statt des heiss erwünschten Krokodils nur Erde und Schlamm zu fassen. Er schalt die Taube wegen ihres schlechten Rats; diese aber antwortete in ihrer Falschheit, sie könne nichts dafür, dass die Sache misslungen, sie habe ja, wie verabredet, gerufen; er solle es in drei Tagen gerade noch einmal versuchen. Er tat es, aber mit dem gleichen Misserfolg, und derselbe Betrug spielte sich ab, ohne dass er der Taube auf ihren Spuk und ihre List gekommen wäre. Und so kam es, dass der Leopard am folgenden neunten Tage bekennen musste, er habe die Krokodilszehe nicht bekommen; darum machte die Versammlung der Tiere aus, er könne auch nicht König sein, sondern jemand anders müsse es werden.

12. Die Tauben und der Affe.

Alle Fabeln der Kameruner erhalten sich hauptsächlich im Gesang. Bekanntlich singt der Neger sehr gern. Bei der Arbeit, auf der Reise und hauptsächlich beim Rudern wird aus vollem Halse gesungen. Den Text zu ihren Gesängen bilden meist eben diese umlaufenden Fabeln. Mit der folgenden, „die Tauben und der Affe“,

möchte ich nun aber als Letztes noch zeigen, wie ein Sänger auch je vorzu Fabeln dichten kann.

Einmal machte ich per Kanu eine Reise und ich traf eine Schar Tauben auf einem Baum am Flussufer. Lustern nach dem Leckerbissen einer gebratenen Wildtaube, versuchte ich eine herunter zu schiessen. Der Schuss knallte, hatte aber nicht getroffen. Die Tauben flogen weg, setzten sich aber gleich wieder auf einen andern Baum und taten sich an dessen kleinen Früchten gütlich. Gleich nach diesem ersten Schuss liess ein grösserer Affe im Gebüsch sein fürchterliches Gebrüll hören und machte sich daraufhin aus dem Staube. Nun schoss ich nochmals auf die Tauben und bekam eine herunter, die andern aber suchten das Weite. Als auch wir dann unsere Kanureise weitersetzten, hörte ich, wie einer der Ruderer immer etwas von Tauben und Affen leierte und johlte. Ich passte besser auf und merkte nun, dass er sich folgende schöne Geschichte aus dem kleinen Jagderlebnis zurecht gemacht hatte:

Ein grosser Affe kam eines Tages weit aus dem Urwald heraus, um am Flussufer seine Nahrung zu suchen. Sein Weg führte ihn am Hause einer kinderreichen Taubenmutter vorbei. „Wohin geht die Reise?“ frägt diese, und er antwortet: „An den Fluss hinunter, um Nahrung zu suchen.“ Nun bittet ihn die Alte: „Wolltest du nicht so freundlich sein und meine Kinderschar mit dir nehmen?“ Der Affe willigte ein, jedoch nur unter der Bedingung, dass er keinerlei Verantwortung auf sich nehme. Wenn irgendwelche Gefahr drohe, werde er zur Warnung kurz brüllen, sich dann aber weiter nichts um das junge Volk kümmern, sondern an die Rettung seiner eigenen Haut denken. Die Taubenmutter erklärte sich einverstanden, und so zog der Affe mit der Schar seines Weges.

Als sie drunten am Wasser ankamen, setzte sich der Affe auf einen Baum und die Tauben taten sich auf einem andern in der Nähe auch gütlich bei ihrem Schmause. Einige von ihnen wagten sich bis an den äussersten Rand des Flussufers hinaus. Aber siehe, da kam ein weisser Mann mit seinem Gewehr daher gefahren; er wird der Tauben gewahr und schieisst auf sie los. Der Affe hört den Knall und ruft warnend „am, am, am,“ wissend, dass jetzt grosse Gefahr droht; und daraufhin ergreift er selber die Flucht. Die Tauben jedoch vergessen sich jetzt trotz des gehörten Warnrufes in ihrer Schwelgerei; die äussersten rücken nur um einen Baum weiter zurück, schwelgen dann aber mit den andern wieder weiter. Da kommt, ohne dass sie es in ihrem Taumel merken, der Jäger wieder näher

und schießt zum zweitenmal in die besinnungslose Schar, und richtig fällt eine tot hin. Erst jetzt wird das tolle Volk klug und eilt erschreckt nach Hause. Dort fragt ihre alte Mutter: „Wie geht es, seid ihr glücklich zurück?“ Sie aber müssen bekennen: „Nein, sondern es ist uns übel gegangen; der weisse Mann kam mit seinem Gewehr und hat eines von uns tot geschossen.“ Da fängt die Mutter an zu trauern, bestreut den ganzen Leib mit Asche und bricht in eine Totenklage aus: „Wehe, wehe, wehe, mein Kind haben sie umgebracht, nicht einmal tot durfte ich dasselbe wieder sehen, sogar seinen Leichnam haben sie mit fortgeschleppt.“ (Letzteres das Schlimmste bei einem mörderischen Ueberfall.)

Nun wird der Affe gerufen und gleich bekommt er von der betrübten Mutter die bittersten Vorwürfe zu hören: „Du hast meine Kinder mitgeschleppt und bist schuld, dass eines tot zurück geblieben!“ Der Affe ist sehr erstaunt über solch ungerechte Vorwürfe und sagt: „Ich habe, wie du wohl weisst, keinerlei Verantwortung übernommen. Das, was ich versprochen, habe ich gehalten, nämlich gewarnt, als die Gefahr sich zeigte; und wenn dein junges Volk nicht darauf hörte, kann ich nichts dafür.“ Die Alte aber lamentierte weiter, bis der Affe, um endlich Ruhe zu bekommen, einen Gerichtstag zusammenrief. Er rührte die Sprechtrommel und machte damit kund, dass auf einen bestimmten Tag die Häupter aller Affenfamilien sich bei ihm versammeln möchten. Als die Versammlung beieinander war und der Affe und die Taube ihre Sache vorbrachten, wurde lang und breit beraten, aber es kam zu keinem Entscheid. Da hiess es, man müsse einen unparteiischen Zeugen haben. Der Fasan, der in den höchsten Gipfeln der Bäume herumhüpfe und alles unter ihm überblicke, er müsse am besten sagen können, wie sich der ganze Handel abgespielt habe. Der Fasan kam und erzählte ohne Beeinflussung weder von der einen noch der andern Seite, was er gesehen, und die Darlegungen zeigten den Richtern, dass der Affe im Recht sei. So war die Sache entschieden: Der Rat sprach den Affen von seiner Schuld frei und verbot der Taubenmutter weitere Verleumdungen aufs strengste, schärfte aber auch dem Freigesprochenen ein, sich den Fall zur Lehre dienen zu lassen und künftighin nur mit seinesgleichen zu gehen und fremde Gesellschaft, die ihn nichts angehe, zu meiden. Und darum, so lautete der Schluss der Fabel, gehe der betreffende schwarzpelzige Affe bis heute immer in Begleitung eines kleinen Aeffleins, wie man es denn auch tatsächlich beobachten kann.

Auf diese Weise hat jener Neger im Anschluss an das kleine Jagderlebnis eine lückenlose Fabel improvisiert, nur noch mit viel mehr Poesie und sprachlicher Vollendung, als wir es in unserer Sprache und in Abkürzung wiedergeben konnten; er hat an der Geschichte etwa zwei Stunden gesungen. Und auch das ist nicht nur eine leere Fabel geworden, sondern sie enthält eine Reihe ethischer Züge und Gedanken, z. B. zeigt sie mit dem Leichtsinne der Tauben, wie viele Menschen auch in Afrika sich in Vergnügungen, Lustbarkeiten und Ausschweifungen vergessen, bis etwa ein Unfall passiert ist. Und das Bild der alten Taube malt uns in scharfen Strichen die Blindheit vieler schwarzen und weissen Mütter vor die Augen, die lieber irgend ein unheilvolles Verhältnis entstehen lassen, als dass sie die Unarten ihrer Kinder einsehen und bestrafen.

Mit all dem Berichteten haben wir nur eine kleine Auswahl der Sprichwörter und Fabeln der Kamerun-Neger gegeben. Dieselben würden sich jedoch bei noch genauerer Nachforschung fast ins Unendliche erweitern lassen. Doch auch diese Auswahl wird genügt haben, uns einen Blick in alle möglichen Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Anschauungen jener Bevölkerung tun zu lassen; sie wird auch genügt haben, uns allen aufs neue zu zeigen, dass der Neger keineswegs ein so stupides, gedankenloses Individuum ist, als welches ihn die landläufige Anschauung gerne taxiert. Nicht nur besitzt er allerlei unverkennbare, leibliche Vorzüge, Veranlagungen und Fertigkeiten, die der Ausbildung harren, sondern es schlummern auch geistige Fähigkeiten in ihm, welche, falls sie aufgeweckt und entwickelt werden, zu grossen Hoffnungen berechtigen. Und nach dieser Richtung hin zu wirken, hat sich auch die Heidenmission mit ihrer Predigt, mit ihrer Schularbeit und ihren Werkstätten zum Ziel gesetzt. Möchten doch alle Träger der europäischen Kultur, die sich drüben über dem Ozean angesiedelt, miteinander am selben Seile ziehen und im Neger ein bildungsfähiges Wesen erblicken, das durch allmähliche, geduldige Erziehung gehoben und zu einem brauchbaren Geschöpf für die gegenwärtige und zukünftige Welt gemacht werden kann.